

Amts- und Anzeigebblatt

für den

Erscheint
wöchentlich drei Mal und
zwar Dienstag, Donner-
stag und Sonnabend. In-
sertionspreis: die Kleinsp.
Zeile 10 Pf.

Bezirk des Amtsgerichts Eibenstock
und dessen Umgebung.

Abonnement
vierteljährl. 1 M. 20 Pf.
(incl. Bringerlohn) in der
Expedition, bei unsern Bo-
ten, sowie bei allen Reichs-
Postanstalten.

Verantwortlicher Redacteur: E. Hannebohn in Eibenstock.

Nr. 3.

31. Jahrgang.
Sonnabend, den 5. Januar

1884.

Bekanntmachung.

Nachdem in der letzten Sitzung des Stadtverordneten-Collegiums am 2. Januar 1884 durch Auslosung von den neu eintretenden Mitgliedern derselben diejenigen Herren Stadtverordneten gewählt worden sind, welche an Stelle des verstorbenen Herrn Oberförsters von Zenker und des zum Rathsmitgliede gewählten Herrn Kaufmann Louis Unger in das erste Drittel des Stadtverordneten-Collegiums einzutreten und daher Ende 1884 aus dem Collegium wieder auszuschcheiden haben, so setzt sich das Stadtverordneten-Collegium im Jahre 1884 nunmehr aus folgenden Herren zusammen:

I. Drittel.

Herr Kaufmann Oscar Georgi,
„ Nähmaschinenhändl. Ludw. Gläß,
„ Rechtsanwalt Landrock,
„ Fuhrwerksbes. Alban Meichner,
„ Kaufmann Emil Schubart,
„ Schmiedemstr. Hermann Lamm,
„ Kaufmann Emil Tittel;

Herr Destillateur Albrecht Gnüchtel,
„ Maler Jochimsen,
„ Gerichtsschreiber Zugelt,
„ Hypothekensachführer Seelig;

III. Drittel.

Herr Handschuhfabrikant A. Ebelmann,
„ Kaufmann Theodor Härtel,
„ Brauereibesitzer Moritz Helbig,
„ Kaufmann Louis Kühn,
„ Uhrmacher William Lorenz,
„ Handelsmann H. Köber,
„ Rentamtm. Wettengel, Vorsydr.

Herr Schieferdeckermstr. August Conrad,
„ Kaufmann E. G. Dörffel,
„ Kaufmann E. J. Dörffel, stell-
vertretender Vorsitzender

Solches gelangt hiermit zur öffentlichen Kenntniß.
Eibenstock, den 2. Januar 1884.

Der Stadtrath.
Löschcr.

gebirgischen Volkshreundes und Nr. 153 des hiesigen Amts- und Anzeigebblattes vom vorigen Jahre, werden die hier dauernd aufhältlichen Militärpflichtigen,

- welche im Jahre 1864 geboren,
- sowie welche in den Vorjahren zurückgestellt worden sind,

hiermit aufgefordert, sich innerhalb der Zeit vom **15. Januar bis zum 1. Februar 1884** in der hiesigen Rathsexpedition zur Rekrutirungstammrolle anzumelden.

Derselben Verpflichtung unterliegen Diejenigen, die hier zwar keinen dauernden Aufenthalt haben, aber deren Wohnsitz, d. h. deren, oder sofern sie noch nicht selbstständig sind, deren Eltern oder Vormünder ordentlicher Gerichtsstand sich hier befindet.

Die Militärpflichtigen aus den früheren Jahrgängen haben ihren Loosungsschein, die im Jahre 1864 anderwärts geborenen Militärpflichtigen das Geburtszeugniß mit zur Stelle zu bringen.

Sind Militärpflichtige, welche sich hier zur Stammrolle anzumelden haben, zeitig von hier abwesend, (auf der Reise begriffene Handlungsdiener, auf der See befindliche Seeleute u. s. w.) so hat die Anmeldung durch die betreffenden Eltern, Vormünder, Lehr-, Prod- oder Fabrikherren zu erfolgen.

Diejenigen, welche die vorgeschriebene Anmeldung zur Stammrolle unterlassen, werden mit Geldstrafe bis zu 30 Mark oder mit Haft bis zu 3 Tagen bestraft werden.

Eibenstock, den 3. Januar 1884.

Der Stadtrath.
Löschcr.

Bekanntmachung.

Nachdem der an Stelle des ausgeschiedenen Herrn Stadtrath Großmann in das Rathscollcgium gewählte bisherige Stadtverordnete

Herr Kaufmann Louis Unger

heute als unbesoldeter Stadtrath verpflichtet und in sein Amt eingewiesen worden ist, wird dies hiermit bekannt gemacht.

Eibenstock, den 2. Januar 1884.

Der Stadtrath.
Löschcr.

Bekanntmachung,

die Anmeldung der Militärpflichtigen zur Rekrutirungs-
Stammrolle betreffend.

In Gemäßheit gesetzlicher Vorschriften und unter Hinweis auf den Erlaß des Civilvorstehenden der Erfaß-Commission in den Aushebungsbezirken Schwarzenberg und Schneeberg, Herrn Amtshauptmann Freiherrn von Wirking zu Schwarzenberg, vom 21. December 1883, abgedruckt in Nr. 300 des Erz-

Der Wiener Kirchenfandal.

In das neue Jahr hinein tönen noch die widerlichsten Mißklänge eines Excesses, dessen Schauplatz am vergangenen Sonntag die Johannisikirche in Wien war. Ein Vater Hammerle, der in der Phäalenstadt an der Donau einen bedeutenden Ruf als Kanzelredner genießt, hatte am zweiten Weihnachtstage bereits eine Predigt gehalten, in welcher er sich in scharfen Ausdrücken gegen jene Kategorie von Arbeitern wendete, welche ihren mühsam verdienten Wochenlohn des Sonnabends in Wirthshäusern verprassen und ihre Familien darben lassen.

Am vergangenen Sonntag nun setzte er die Besprechung dieses Themas fort und sprach über den „Ruhm der Armuth“. Er führte dabei den Gedanken aus, daß die christliche Religion den Trost für den Mangel an irdischen Glücksgütern schon in dem Hinweise auf den Abel der Armuth enthalte und wies darauf hin, daß auch der Heiland selbst arm geboren sei. Aber weiter sollte der Predigende in seinen Ausführungen nicht kommen. Ein schriller Pfiff, offenbar ein verabredetes Signal, ertönte durch die Hallen der Kirche, eine Anzahl von Arbeitern, etwa zwanzig, erhob sich lärmend von ihren Sitzen und unter Zwischenrufen und Pfeifen begann ein Steinbombardement gegen die Kanzel und den Geistlichen. „Nieder mit der Jesuitenbrut!“ erscholl es und Vater Hammerle flüchtete sich todtenbleich in die Sakristei. Die Ueber raschung, der Schreck und die Verwirrung im Gottes- hause erreichten aber ihren Gipfelpunkt, als plötzlich noch der frevelhafte Ruf ertönte: „Feuer! Die Kirche brennt!“ In dem nun erfolgenden wirren Durcheinander wurden mehrere Personen mehr oder minder gefährlich verletzt.

Infolge dieser Excesse sind bisher sechs Personen in Haft genommen worden. Ein Zweifel darüber, daß hier ein Komplott vorlag, kann gar nicht obwalten, denn — abgesehen von allem Andern — gehören Kieselsteine nicht zu denjenigen Gegenständen, welche man nach der Kirche mitzunehmen pflegt. Die symptomatische Bedeutung des Vorganges ist eine sehr schwere. Wien genießt so wie so schon seit

einem Jahre den zweifelhaften Vorzug, der Schauplatz wüster anarchistischer Vorkommnisse zu sein; die Arbeiter-Ausfahrungen, die oft von sich reden machten, weil es bei ihnen zu förmlichen Gesechten zwischen den Excedenten und den Polizeibeamten kam, die Affaire Merstallinger und die Ermordung des Polizeikommissars Hubel, der Väterstreik mit seinen widrigen Anhängeln — Alles das zusammengenommen, läßt das „gemüthliche Wien“ in bedenklichem Lichte erscheinen. Der eben berichtete Kirchenfandal setzt aber alle dem womöglich die Krone auf, denn etwas Aehnliches hat bisher noch kein Land aufzuweisen.

Die Riblisten, die Fenier und wie sich die Verbindungen der Umfährler in den einzelnen Ländern sonst noch nennen mögen, sind ja auch durchaus nicht wählerisch in ihren Mitteln: aber überall noch ist die Kirche als geheiligter Boden betrachtet worden. Das ist nicht etwa das Ergebnis moderner Zivillisation oder auch der christlichen Lehre. Selbst im Alterthum war der Tempel eine Stätte des Friedens und heiliger Stille, der sogar dem Verbrecher eine unnahbare Zufluchtsstätte bot; auch in den rohesten Zeiten des Mittelalters wagte man nicht den Tempelfrieden zu stören. Diese Heldenthat blieb einer Handvoll Wiener Anarchisten vorbehalten.

Selbstverständlich sind die Blätter aller Schattirungen nun emsig auf die Suche nach den Ursachen zu solchen bedauerlichen Erscheinungen und merkwürdiger Weise kommt Niemand dazu, einen Theil der Schuld bei der eigenen Partei zu suchen, sondern in seltener Uebereinstimmung findet sich jede Partei vollkommen flectenrein, die gegnerischen Parteien aber erscheinen als eine Bande von Böfewichtern, die all' das Uebel hervorgerufen haben, welches wir beklagen.

„Ihr habt den Arbeitern den Glauben und die Achtung vor der Autorität genommen,“ rufen jetzt in Oesterreich die Konservativen den Liberalen zu. „Durch Eure reaktionären und freiheitsfeindlichen Maßregeln habt Ihr die Arbeiter erbittert!“ tönt der Gegenruf. Uebersetzen aber nicht beide, daß die enorme Entwicklung der Industrie und die dadurch erfolgte Verschiebung unserer ganzen sozialen Verhältnisse

eine neue Lage geschaffen haben, zu deren Behandlung im Sinne weisen Fortschritts die auf ganz anderen Voraussetzungen gegründeten alten Parteiprogramme nicht ausreichen? Wägen die neuesten Wiener Vorgänge nach dieser Richtung eine Mahnung sein!

Tagesgeschichte.

— Deutschland. Wie die „Kreuzzeitung“ mittheilt, hat das Kriegsministerium jetzt angeordnet, daß für den Landsturm des 1., 2., 5. und 6. Armee-corps Bekleidungsgegenstände angefertigt werden sollen. Diese werden für den Sommer in Drillich-Anzügen und für den Winter und bei ungünstiger Witterung in sogenannten mecklenburgischen Blousen von leichterem Tuche bestehen; als Kopfbedeckung sind Mützen mit Schirm und zur Bewaffnung Jämbnadelgewehre und Säbel in Aussicht genommen.

— Die Ueberhandnahme von Meineiden gab in der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 13. v. M. dem Justizminister Dr. Friedberg auf die Ausführungen des Abg. Munkel, daß zur Verhütung der überhandnehmenden Meineide etwas geschehen müsse, Veranlassung, zu erklären, daß er die Bestrebungen wegen Abhilfe etwaiger Mängel der Gesetzgebung hinsichtlich der Form der Beeidigung unterstützen wolle. Inzwischen ist man, wie verlautet, im Justizministerium, abgesehen von der Hauptfrage, auf welche Weise sich eine wirksame Garantie gegen wissenschaftliche und fahrlässige Verletzung der Eidspflicht schaffen ließe, der Frage näher getreten, ob nicht die Forderung der Eidspflicht beschränkt werden könnte. Es ist schon mehrfach die Ansicht zu Tage getreten, daß der Heiligkeit des Eides dadurch Abbruch gethan werde, daß zu häufig Eide gefordert und geschworen werden. So z. B. sagt Dr. E. Roscher in seinem Buche „Zur Kritik der neuesten wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland“: „Gegenwärtig wird der Eid oftmals in Rechtsfachen angewandt, deren Geringsfügigkeit außer allem Verhältnis zu der Bedeutung dieses Beweismittels steht. Der projes-

fualische Eid ist in Zuschreibung und Zurückgabe oft nicht mehr, als ein Mittel advocatorischer Chikane. Nicht selten werden, um nur dem Gegner schwierige Eide zu veranlassen, in Civilproceffen Dinge in Abrede gestellt, welche im bürgerlichen Leben ohne Weiteres zugegeben werden würden. Wenn es der Reichsgesetzgebung gelänge, diesen freilich schwierigen Gegenstand zu regeln, daß dem Eidemißbrauch eine Schranke gezogen würde, so würden sich die guten Folgen einer solchen Gesetzgebung weit über den Bereich des bürgerlichen Lebens hinaus erstrecken."

— Bekanntlich ist in den letzten Jahren nach und nach eine strategische Ostsee-Küstenbahn von Habersleben bis nach Memel entstanden, von der am 22. v. M. die 54 Kilometer lange Sekundärbahn von Wismar über Doberan nach Rostock eröffnet worden ist. Nur die etwa 74 Kilometer lange Strecke von Rostock bis Stralsund ist bisher noch ohne direkte Küstenbahn, und die preussische Regierung beabsichtigt deshalb den Bau einer direkten Sekundärbahn an der Küste über Ribnig und Damgarten. Wenn diese Strecke erbaut sein wird, so können alsdann Geschütze und Truppen von der sütländischen bis nach der russischen Grenze längs der Ostseeküste ununterbrochen befördert werden.

— In jüngster Zeit sind mehrfach Anfälle auf Landbriefträger vorgekommen, welche die Bewaffnung der Beamten rätlich erscheinen lassen. Das Stärkste aber ist in Hermsdorf bei Marienau im Grottkauer Kreise (Schlesien) geleistet worden. Dort sind dem Briefträger, der von Grottkau aus die Poststationen Olbersdorf und Marienau mit Pferd und Wagen besorgt, während er ein Paket in Empfang nahm, Pferd und Postwagen gestohlen. In dem Wagen sollen sich außer Paketen und Briefen noch 1200 Mark Geld befunden haben. Bis zum nächsten Tage war es noch nicht gelungen, die Spuren des Verschwindens zu ermitteln.

— Eger, 1. Januar. Der Räuber, welcher die Tochter des Stadthaltereis-Rathes in Teichern am 23. Decbr. im Eisenbahncoüpee überfallen, aus dem Wagen geworfen und beraubt hat, ist vorgestern in dem nahe am hiesigen Bahnhofe gelegenen Orte Wägelbach verhaftet worden, als er im Wirthshause saß. Der Verhaftete, der Hülfsbremser Johann Fuchs aus Wiesau, ist 30 Jahre alt, verheirathet und Vater eines Kindes von 4 Jahren. Er hatte das geraubte Portemonnaie, das in seiner Behausung gefunden worden war, seiner Frau mit 5 Pfennigen Inhalt und unter der Angabe, daß er es auf dem Bahnhofe gefunden habe, übergeben. Dem Untersuchungsrichter hat er bereits zugestanden, daß er die That vollbracht habe.

— Rußland. Aus Petersburg wird über die Ermordung des Chef der dortigen Geheimpolizei folgendes berichtet: Die Ermordung des Polizeinspectors Subejkin sei die Vollstreckung eines der drei in der letzten Nihilistenversammlung beschlossenen Todesurtheile. Bereits vor einigen Monaten sei Subejkin, welcher damals soeben aus Charkow zurückgekehrt sei, in den Straßen Petersburgs von zwei Studenten mit Revolvern bedroht und nur unter dem Schwur freigelassen worden, daß er die Nihilisten in Ruhe lassen wolle. Jablonski, in dessen Hause der Mord passirte, war einige Zeit Agent im Dienste der Geheimpolizei und hatte Subejkin nach seiner Wohnung geladen, angeblich, weil er ihm wichtige Mittheilungen über die Nihilisten zu machen habe, Subejkin kam mit seinem Gehülfen, Beide nahmen auf den Stühlen mit dem Rücken nach der Thür des Nebenzimmers Platz. Vier mit eisernen Stangen bewaffnete Männer traten ins Zimmer, überwältigten beide Polizisten, während Jablonski den Subejkin durch einen Revolverchuß in die Lunge tödtete. — Der Korrespondent der „Germania“ erwähnt ferner, daß auch in Petersburg das Gerücht umlaufe, der jüngst stattgefundene Schlittenunfall des Kaisers sei auf ein Attentat zurückzuführen.

Sächsische Nachrichten.

— Elsterberg. Am Neujahrstage starb der Nachtwächter und Weber Steinmüller eines unerwartet schnellen Todes. Am zweiten Weihnachtsfeiertag hatte sich derselbe in dem im hiesigen Rathskeller befindlichen Wachtlokal, während er über dem Anie ein Stück Holz zerbrechen wollte, am Daumen der linken Hand eine Verletzung zugezogen, in deren Folge zunächst der Finger und sodann die ganze Hand erheblich angeschwollen waren. Steinmüller nahm an, daß ein Holzsplitter in den Finger eingedrungen sei, mochte auf den ihm erteilten Rath, sich denselben herausziehen zu lassen, nicht eingehen, mußte aber schließlich, da die Geschwulst immer bedeutender wurde, auch die Schmerzen sich mehrten, ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. Er hat nach dem Vorgange noch in seinem Weibstube rothe und schwarze Garne verarbeitet, dabei jedoch den verletzten Finger mit einem Leinwandläppchen verbunden gehabt, am dritten Weihnachtsfeiertag auch seinen Nachtwächterdienst noch versehen, in den letzten Tagen aber und nachdem die Geschwulst auch den ganzen linken Arm eingenommen, die entsetzlichsten Schmerzen auszuweisen gehabt. Der zugezogene Arzt, Dr. Römer hier, hat einen Splitter in dem Finger nicht vorfinden

können, und es ist zunächst noch unaufgeklärt, wodurch die constatirte Blutvergiftung herbeigeführt worden ist.

— Rößwein. Die hiesige Mällexschule, welche den Zweck hat, ihren Zöglingen nicht nur eine gebiegene technische, sondern auch eine umfassende kaufmännische Ausbildung zu geben und dieses Ziel durch Unterrichtsertheilung mit Rücksicht auf die Praxis, verbunden mit häufig wiederkehrenden Repetitionen und unternommenen Exkursionen in bedeutende Mühlenetablissemments zu erreichen strebt, zeigt von Jahr zu Jahr einen erfreulichen Aufschwung; die Anstalt wurde im Jahre 1881 in Halle a. S. mit 2 Schülern eröffnet. Im Hinblick auf die von dem Gründer und Leiter derselben, Simon Ackermann, gemachte Erfahrung, daß das großstädtische Element auf das Studium der Zöglinge ungünstig einwirkte, wurde diese Schule nach Rößwein verlegt. Hier ist die Zahl der Besucher im ersten Semester von 9 auf 12, im zweiten Semester auf 24 gestiegen und in diesem Winterhalbjahr hat sich die Anstalt einer Frequenz von 37 Schülern zu erfreuen.

— Zschopau, 29. Decbr. Einem hiesigen geachteten, streng soliden Bürger ist das Weihnachtsfest auf eine auch für seine Familie recht betrübende Weise verbrüht worden. Derselbe war Mitte December in Geschäften nach Bärenstein und den benachbarten böhmischen Grenzorten gereist. Bei Umwechslung österreichischer Kassenscheine, welche bekanntlich das Bildniß des Kaisers von Oesterreich tragen, mag er sich eines unvorsichtigen Ausdrucks bedient haben, wodurch sich der mitanwesende Gendarm veranlaßt sah, den Betreffenden zu verhaften. Derselbe steht nun jedenfalls unter der Anklage der Majestätsbeleidigung und ist bis heute noch nicht aus seiner Haft entlassen worden.

Ämtliche Mittheilungen aus der gemeinschaftlichen Sitzung der städtischen Collegien zu Eibensköd am 21. December 1883.

Den einzigen Gegenstand der Tagesordnung bildete die Berathung des Haushaltes für das Jahr 1884. Der Entwurf hierzu ist auch in diesem Jahre zunächst von den einzelnen Ausschüssen vorderathen und entworfen worden. Die einzelnen Entwürfe der Ausschüsse sind bis auf denjenigen des Bau-Ausschusses in der Hauptfrage den früheren gleich und zeigen nur wenige Abweichungen. Derjenige des Bau-Ausschusses dagegen ist sowohl in seiner äußeren Form von dem früheren abweichend, insofern in ihm nämlich die einzelnen Arbeiten, welche in dem Jahre 1884 zur Ausführung gelangen sollen, speciell nach einander, nicht aber unter einer generellen Bezeichnung mit dem je zu ihrer Erledigung notwendigen Kostenaufwand aufgezählt sind, als auch materiell, insofern er eine wesentliche Mehrbewilligung erforderlich macht. Hauptsächlich bei dem Bau-Ausschuß vorgelegte Entwurf war es daher auch, welcher zu einer längeren Berathung Anlaß gab und unter den einzelnen Positionen wiederum diejenigen betreffs der Herstellung einer Schleufe von der Mitte des untern Theiles der langen Straße bis hinauf an das Ende der breiten Straße bei den Häusern von Schneidenbach und Höhl und betreffs der theilweisen Ueberbedeckung des Dorfbaches. In Ansehung der ersteren Angelegenheit entspann sich eine längere Debatte über die Nothwendigkeit der Schleufe, welche von verschiedenen Seiten zunächst verneint wurde. Nach längerer Aussprache wurde jedoch das Bedürfnis zur Anlegung der Schleufe anerkannt und deren Bau in der vom Bau-Ausschuß vorgeschlagenen Weise, nämlich derart, daß der Bau auf drei Jahre vertheilt wird, genehmigt. In gleicher Weise wurde hierauf die Ueberbedeckung bez. Ueberbedeckung des Dorfbaches vor dem Siegel'schen Hause genehmigt. Trotzdem nun das Baucomité gegen das Vorjahr eine bedeutende Erhöhung aufweist, so ist nach dem Haushaltesplan doch der durch Anlagen aufzubringende Gesamteffektbetrag bei der Stadtkasse um fast 6000 M. niedriger, als im vorigen Jahre. Es ist dies dem günstigen Umstände zu ver danken, daß einestheils aus dem Reingewinn der Sparkasse 9952, M. zu allgemeinen Zwecken mit verwendet werden können, andertheils, daß die durch Einziehung von rückständigen Anlagen und dergl. angesammelten Bestände theilweise in den Haushaltesplan als Deckungsmittel mit in die Einnahmen gestellt worden sind, während der Restbetrag der Bestände zur Gründung eines Pensionsfonds, beziehentlich als für unvorhergesehene Fälle bestimmter Fond verzinslich angelegt werden soll.

Die übrigen Posten des Haushaltesplanen wurden in der vorgeschlagenen Weise ohne wesentliche Debatte genehmigt und sprach man sich auch betreffs der Anlagen, welche nach dem Haushaltesplan des hiesigen Kirchenvorstands zur Befreiung der Bedürfnisse desselben für das Jahr 1884 in Höhe von 9929 M. (d. i. 256, M. mehr als 1883) auszuschreiben sind, dahin aus, daß durch deren Einhebung die städtischen Mitglieder der hiesigen Kirchengemeinde nicht überlastet werden.

Der Haushaltesplan schließt nun vorbehaltlich etwaiger durch neuere Beschlüsse noch nothwendiger Aenderungen folgendermaßen ab:

Bei der Armenkasse betragen die Einnahmen 4429 Mark 99 Pf. Die Ausgaben 10,552 M. 21 Pf. Der Fehlbetrag in Höhe von 6123 M. 22 Pf. ist somit aus der Stadtkasse zu decken.

Die Einnahmen der Schulkasse betragen 19,092 M. 44 Pf. Die Ausgaben 36,918 M. 81 Pf. Der Fehlbetrag beträgt 17,826 M. 37 Pf. und ist aus der Stadtkasse zu decken.

Bei der Feuerlöschkasse ergibt sich eine Einnahme von 510 M. 86 Pf., eine Ausgabe von 658 M., demnach ein Fehlbetrag von 147 M. 14 Pf.

Bei der Stadtkasse endlich ist eine Einnahme in Höhe von 35,280 M. 95 Pf. und zugleich der zur Kirchenkasse zuzuschickenden Anlagen in Höhe von 9929 M., sowie der oben aufgeführten Fehlbeträge bei der Armen-, Schul- und Feuerlöschkasse eine Ausgabe in Höhe von 84,532 M. 13 Pf. einzusetzen gewesen.

Der hieraus folgende Fehlbetrag von 49,251 M. 18 Pf. ist demnach durch Anlagen aufzubringen.

Londoner Geheimnisse.

Erzählungen einer englischen Geheimpolizistin von L. Gathe.

(Fortsetzung.)

Ich folgte der Aufforderung „Mylady schläft noch. Wenn sie erwacht, werde

ich durch die Klingel gerufen. Dann werde ich Ihre Sache führen.“

Ich antwortete darauf in angemessener Weise.

Endlich ertönte die Klingel.

„Bleiben Sie ruhig hier, Miß Taylor; ich nehme Ihre Papiere mit und werde Ihnen das Wort bei Mylady reden, welche auf meine Empfehlung sehr viel gibt.“

Sie ging.

Aus der etwa einstündigen Unterhaltung, die ich mit Southon gehabt, konnte ich schließen, daß diese Dame das Geheimniß ihrer Herrin — wenn ein solches überhaupt vorhanden war — nicht kannte.

Nach einer halben Stunde kam Miß Southon wieder. — „Mylady will Sie sehen,“ sagte sie; „ich darf wohl hoffen, daß Sie ihr gefallen werden. Aber ich muß bitten, daß Sie nichts davon sagen, daß Sie sechs Monate — oder Sie sagten wohl, acht Monate — umsonst dienen wollen. Mylady ist in diesem Punkte sehr empfindlich, und Sie würden sich Schaden thun.“

„Seien Sie ohne Besorgniß, Miß Southon. Ich verstehe Sie und würde gar noch ein größeres Opfer bringen, wenn ich es vermöchte, um die Ehre zu haben, der Gräfin v. B. zu dienen.“

„Sie sind ein vernünftiges Mädchen, Miß Taylor. Wir beide werden uns schon vertragen. Aber jetzt kommen Sie nur, Mylady wartet.“

Es war Mittags um 1 Uhr, als ich in das Vouvoir der Gräfin trat. Im Neglige saß sie in einem Schaukelstuhl und loggnetirte mich, während Miß Southon leise und eifrig mit ihr sprach. Ich war an der Thüre stehen geblieben, nachdem ich eine tiefe Verbeugung gemacht.

„Sie wünschen in meinen Dienst zu treten,“ wandte sich endlich die junge Gräfin an mich; „Ihre Papiere sind gut; ich habe sie angesehen. Sie gefallen mir, Aber besitzen Sie auch die nöthigen Fähigkeiten?“

„Mylady, ich unterwerfe mich jeder Probe.“

„Sie scheinen Ihrer Sache sicher zu sein. . . Nun wohl, ich nehme Sie an — das heißt, unter der Bedingung, daß Sie meinen Erwartungen entsprechen.“

Ich näherte mich ihr, um ihre Hand zu küssen. In diesem Augenblick aber schnellte sie einen der zierlichen Saffian-Schuhe, die an ihren wunderbar kleinen Füßen steckten, von sich. Miß Southon bückte sich, ich aber kam ihr zuvor und steckte den kleinen Schuh an den Fuß der Gräfin.

„Gut, Fanny Taylor,“ sagte die Letztere; „ich sehe, Du bist eine aufmerksame Dienerin. Die Southon soll Dir Dein Zimmer anweisen. Kannst Du gleich hierbleiben?“

„Mylady, als ich hierher kam, wagte ich nicht die Hoffnung zu hegen, Ihnen zu gefallen. Ich habe keinerlei Vorbereitungen getroffen, und bitte daher um 2 Stunden Urlaub.“

„Gut. Es genügt, wenn Du um 7 Uhr wieder hier bist, um mich zur Oper anzuziehen.“

Sie winkte und ich zog mich zurück. —

An der nächsten Straßenecke bestieg ich einen Fiaker und fuhr zunächst nach meiner wirklichen Wohnung, um der guten Betty zu sagen, daß ich noch heute mit der Dame, deren Vorleserin ich sei, auf unbestimmte Zeit verreisen müsse. Dann fuhr ich zu meiner Pseudo-Wohnung und ließ durch Mrs. G. den Oberst Warren zu mir bitten. Er erschien sogleich. — „Ah, Sie haben Glück, Mrs. F., ich hatte es mir gedacht!“ sagte er lächelnd, als ich ihm Bericht erstattete. „Aber Sie haben es auch klug angefangen. Nun, fahren Sie fort, vertrauen Sie ganz Ihren Eingebungen, ich kann und mag Ihnen keinen Rath ertheilen.“

Um fünf Uhr war ich wieder bei der Gräfin v. B. Ich bediente sie zu ihrer Zufriedenheit. Den Abend mußte ich bei Miß Southon zubringen, ihren Thee trinken und ihre trivialen Geschichten anhören.

Als ich acht Tage im Hause der Gräfin war, hatte ich mich mit allen Personen des Hausstandes bekannt gemacht und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß Niemand von diesen von dem Geheimniß unserer Geheimiterin — wenn ein solches überhaupt vorhanden war — das Geringste wisse. Sie alle waren der festen Meinung, daß der verstorbene Graf ungeheure Reichthümer hinterlassen habe. Ich mußte also alle meine Kraft auf die Beobachtung der Gräfin verwenden. —

Die Gräfin schien der ihr zu Gebote stehende geheimnißvolle Reichthum keineswegs glücklich zu machen. Oft zwar war sie sehr heiter, dann aber kamen auch wieder Tage der Mißstimmung. Der Uebergang von dem einen Extrem zum andern war ein stets schneller, plötzlicher, durch kein Anzeichen vorher verläubeter. Im Grunde ihres Herzens war sie gutmüthig. Aber sie konnte sich auch als hassenwerthe Tyrannin zeigen. Ein Beispiel wird dieses beweisen:

Wir waren eines Tages bei ihrer Toilette. Ich weiß nicht mehr, welchen Bersehens ich mich schuldig gemacht, als sie plötzlich eine auf dem Toilettentische liegende Haarbürste ergriff und mit deren Rückseite so heftig auf meine Handnöchel schlug, daß mir vor Schmerz der Athem verging und ich fast in Ohnmacht sank.

beden
der j
E
-war
schür
nicht
A
und
nach
3
die n
ein n
und
keine
den.
Bun
U
die S
I
vor d
recht
So
Wort
geschl
zu se
Dein
recht
T
worte
Zufri
gesall
Scha
U
Bene
liches
Ziele
Ich
Ausg
Bern
Sum
gab
schlo
eines
gutes
mir
ich
was
deute
nur
Man
empfi
in de
mir
tig
sühre
mit
unmi
durch
bun
beob
E
Erwa
ging
meine
eintr
zufek
I
mit
Grä
Rege
lade
Gebä
wäre
alsda
an d
eines
ich
schä
Begi
sehr
C
vielm
erhö
dem
Q
stieß
und
über
eines
schra
mir
setze
einer
mit
selbe

„Mylady,“ konnte ich erst nach einiger Zeit sagen; bedenken Sie, daß es einen allwissenden Gott giebt, der jedes Unrecht bestraft!“

Sie sah groß und starr auf mich herab — ich war eben im Begriff, ihre seidnen Stiefelchen zu schnüren, — erwiderte aber nichts. Auch ich sagte nichts weiter.

Als ich mich erhob, stand auch die Gräfin auf und verließ still das Zimmer, doch lehrte sie schon nach wenigen Sekunden wieder zurück.

„Zeige mir, wo ich Dir wehe gethan habe?“

Ich gehorchte zögernd. An der betreffenden Stelle, die noch immer sehr heftig schmerzte, war die Haut ein wenig abgeschunden; die Umgebung war geröthet und geschwollen.

„Es thut mir leid. Ich wollte Dir nur einen kleinen Dentzettel geben. Es sollte so arg nicht werden. Indeß habe ich hier ein Pflaster, das Deine Wunde schnell heilen wird.“

Und sie drückte mir fünf funkelnde Guineen in die Hand.

Meine erste Bewegung war, ihr die Goldstücke vor die Füße zu werfen. Aber ich befann mich noch rechtzeitig, daß ich nicht aus der Rolle fallen dürfe. So zwang ich mich denn zu einer Miene und einem Worte des Dankes und küßte die Hand, die mich geschlagen.

„Du scheinst eine rechtschaffene und treue Person zu sein,“ sagte darauf die Gräfin. „Ich wünsche, Deine Anhänglichkeit zu erwerben, kann ich darauf rechnen?“

Das Herz schlug mir doch ein wenig, als ich antwortete:

„Seien Sie überzeugt, Mylady, daß mir Ihre Zufriedenheit über Alles geht. Wenn man aber zu gefallen trachtet, für den hegt man auch Anhänglichkeit.“

„Gut, ich glaube Dir, es wird Dir nicht zum Schaden gereichen.“

Und fortan während des ganzen Tages war ihr Benehmen gegen mich ein freundliches, sogar herzliches.

Wieder verging eine Woche, ohne daß ich meinem Ziele einen einzigen Schritt näher gekommen wäre. Ich hatte nur die einzige Gewißheit erlangt, daß die Ausgaben, welche die Gräfin machte, ein bedeutendes Vermögen voraussetzen ließ. Sie verschwendete große Summen in Juwelen, Spitzen, schönen Pferden u. s. w., gab zweimal in der Woche große Gesellschaften und schloß in der Zeit, wo ich bei ihr war, den Kauf eines prächtigen, im Sommerfeste belegenen Landgutes ab. Sie zahlte stets Zug um Zug, und, was mir allerdings auffiel, nur in Gold, Banknoten sah ich nie in ihrem Besitze. Ich konnte nichts entdecken, was irgend auf die Quelle ihres Reichthums hindeutete hätte. An ihren Empfangsabenden erschienen nur bekannte Mitglieder der höheren Aristokratie und Männer der Wissenschaft mit ihren Damen. Sonst empfing die Gräfin nur selten Besucher, diese waren in der Regel nur reelle Geschäftleute, deren Firmen mir bekannt waren; Personen welche irgend verdächtig erscheinen konnten, hatte ich nie bei ihr einzuführen, und ich durfte immer ihren Unterredungen mit diesen Leuten beiwohnen. — Da mein Zimmer unmittelbar neben ihrem Schlafgemach gelegen und durch eine nie verschlossene Thür mit demselben verbunden war, so konnte ich die Gräfin auch des Nachts beobachten. Aber ich konnte nichts entdecken.

Bereits verzweifelte ich an meiner Fähigkeit, den Erwartungen des Oberst Warren zu entsprechen und ging mit dem Entschlusse um, diesem wie der Gräfin meinen Dienst zu kündigen, als ein kleiner Vorfall eintrat, der mich bewog, den Versuch noch weiter fortzusetzen.

Ich hatte die Pflicht, jeden Morgen um 10 Uhr mit den neuen Journalen in das Schlafzimmer der Gräfin zu treten, sie zu wecken, alsdann das in der Regel nur aus einer Tasse Kaffee, Thee oder Chokolade oder einem Glase Madeira nebst einigem frischen Gebäck bestehende Frühstück aus der Küche zu holen, während sie die Illustrationen betrachtete, und ihr alsdann eine halbe Stunde vorzulesen, bevor wir an die Morgentoilette gingen. Als ich dieser Pflicht eines Morgens wie gewöhnlich genügen wollte, fand ich die Gräfin bereits an einem kleinen Buche beschäftigt, daß sie meinen Eintritt nicht gewahrte. Begierig, zu erfahren, was ihre Aufmerksamkeit so sehr fesselte, trat ich geräuschlos einige Schritte vor.

Sie schien mit dem Abzählen von Zahlen oder vielmehr Geldsummen beschäftigt zu sein. — Plötzlich erhob sie ein wenig den Kopf und erblickte mich in dem über dem Tische befindlichen Spiegel.

Erbleichend sprang sie auf, wandte sich um und stieß mich so heftig zurück, daß ich fast niederstürzte und die Journale fallen ließ. Dann beugte sie sich über ihr Bett und schlug heftig die geöffnete Thür eines kleinen über demselben angebrachten Wand-schranks zu. Ihr Blick sprühte, als sie sich jetzt zu mir wandte.

„Elenbe, Du wagst es hier zu spioniren?!“ versetzte sie und wollte mir mit der geballten Faust einen Schlag in das Gesicht versetzen, dem ich jedoch mit einer schnellen Bewegung auswich, so daß derselbe nur meinen Arm streifte. — Ihre Stimme

behte vor Wuth. — „O, ich tödte Dich!“ — Und in der That schien sie sich nach einer Waffe umzusehen.

„Mylady,“ entgegnete ich schnell; „ich denke nicht ans spioniren! Sie haben mir befohlen, jeden Morgen um 10 Uhr hier einzutreten, und es ist jetzt 10 Uhr. Ich bin erst in diesem Augenblicke gekommen.“

Sie sah mich an und blickte auf die kostbare kleine Uhr, welche auf dem Tische lag. — „Es ist wahr,“ murmelte sie, „ich wußte nicht, daß es schon so spät sei.“ — Sie schwieg und machte einige rasche Gänge durch das Zimmer, während ich die Journale vom Boden aufhob.

„Befehlen Sie das Frühstück, Mylady?“ fragte ich endlich.

Die Gräfin war ein wenig ruhiger geworden. — „Höre, Fanny Taylor,“ sagte sie mit jedoch noch immer bebender Stimme, nachdem sie mich einige Zeit scharf fixirt; „ich habe ebenso gut meine Geheimnisse, wie die meisten jungen Damen meines Standes. Sie mögen unbedeutend sein, aber sie sollen eben Geheimnisse bleiben. Ich will Dir glauben, daß Du jetzt nicht die Absicht gehst, zu spioniren. Sollte ich aber jemals in dieser Beziehung einen begründeten Verdacht gegen Dich fassen müssen, so werde ich Dich nicht etwa züchtigen oder fortjagen, sondern —“ und hier begannen ihre Augen wieder zu sprühen, während sie heftig meinen Arm rüttelte — „sondern ich werde mich rächen! . . . Verstehst Du? Hüte Dich also!“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Ueber die Prüfung des Wassers. Um gutes Trinkwasser auf seine Klarheit, die wesentlichste Eigenschaft, zu prüfen, wird am vorteilhaftesten ein schwarzumhülltes Glasgefäß mit zwei Oeffnungen angewendet, durch deren eine ein Sonnenstrahl eintritt, deren andere dagegen zur Beobachtung benützt wird. Im Wasser schwebende, auch sonst unsichtbar bleibende Körperchen werden von jenem beleuchtet und dadurch sichtbar. E. Marchand entdeckte durch dieses Mittel bei Untersuchungen in der französischen Landschaft Caux in allen Gewässern durchsichtige, scheibenförmige Organismen, zum Theil auch solche mit Vacuolen, die mit Wasser oder Gas erfüllt schienen. Diese Körperchen brechen das Licht gleich dem Wasser und werden weder durch Säuren, noch Alkalien zerstört. Trotz ihrer Kleinheit von 2 mm Durchmesser sind sie ungemein biegsam: sie finden sich im Harn vor, müssen demnach durch die feinsten Poren der Nieren zu bringen vermögen. Auch ist die Luft aller Wahrscheinlichkeit nach von dergleichen Organismen bewohnt, da sie sich auch in destillirtem Wasser zeigten, auf welches die Atmosphäre länger eingewirkt hatte. In jedem Süßwasser wurden sie vorgefunden, jedoch am zahlreichsten existiren sie im Seewasser. Die Bedeutung der Körperchen ist noch nicht mit Sicherheit klar gelegt. Nach Marchand's Vermuthung helfen sie mit bei der Umwandlung fauliger organischer Stoffe im Wasser in Kohlensäure, Ammoniak oder Salpetersäure; indem gedachter Prozeß nicht durch die direkte Einwirkung des Sauerstoffs erfolge, sondern auf die Ernährung jener Organismen zurückzuführen sei.

— Verschiedenes Maas. Der Neujahrstag war für die Biertrinker ganz Deutschlands, welche ihr Bier in öffentlichen Lokalen trinken, ein sehr wichtiger. Aus Berlin schreibt über das Ereigniß die „National-Zeitung“ Folgendes: Wenn der Gast das gefüllte Glas sorgfältig gegen das Licht hob, so galt diese Unternehmung weniger der Reinheit des Stoffes, als der Ergründung des Quantums, welches das Glas enthalten sollte; vom 1. Januar ab nämlich mußten alle Gläser geaicht sein. In den Lokalen mittleren Ranges waren die Gläser meistens auf $\frac{1}{10}$ Liter, in den anderen, in welchen „echtes“ Bier ausgeschenkt wird, auf $\frac{1}{2}$ Liter geaicht. — Es scheinen sonach in der Reichshauptstadt die „Bierzehntel-Wirthe“ in eine untergeordnete Klasse der Bierwirthe versetzt zu werden.

— Das in London heimische Elend verarmter Personen und Strolche scheint sich nun auch nach Deutschland zu verpflanzen. In Frankfurt a. M. wurden 28 Obdachlose im Viehhof zwischen den Schweinen lagernd von der Polizei aufgegriffen. Sie hatten sich Abends zu dem Rüsselvieh eingeschlichen und dessen warme Lagerstätte vor Thorschluf heimlich bezogen. Die Polizeimannschaft und Gefangenwärter waren bei Aufnahme dieser abetreibenden Unglücklichen vor Ekel einer Ohnmacht nahe. Bisher hatte man wohl im Kuhstall aus Gesundheitsrückichten Lungentranke einlogirt, aber die Uebernachtung im besetzten Schweinestall scheint doch den Gipfel des Elends der Obdachlosen darzustellen.

— Verstand oder Instinkt? In einem jetzt erschienenen, durchaus wissenschaftlichen Werke erzählt der Jagdschriftsteller O. v. Kieffenthal in der Abtheilung „Von den Hunden“ folgende zwei Fälle von Intelligenz dieser Thiere: Einer meiner Freunde, ein guter Jäger, hatte eine vorzügliche Hühnerhündin, welche er eines Tages einem jungen Jäger zur Hühnerfuche borgte. Die Jagd beginnt, der Hund sucht

vortrefflich; doch als der Schütze sechs oder sieben Mal geschossen hat, ohne zu treffen, verweigert der Hund seine Dienste und läuft, alles Rufens ungeachtet, nach Hause. — Ferner: Eines Tages sitzen wir bei Tafel, als der im Zimmer anwesende, äußerst gelehrige Hund das Verlangen äußert, aus der Thüre gelassen zu werden. Da Niemand auf das Thierchen — einen kleinen Mops — achtet, springt er einige Male nach dem nahe an der Thüre hängenden Klingelzug, ohne denselben indeß erreichen zu können. Dieses Betragen des Hundes erregte die allgemeine Aufmerksamkeit; man rückt einen Stuhl an die Stelle und ungesäumt springt der Hund dort hinauf, um nach der Schnur zu greifen. Da die Schelle wirklich ertönte, erschien ein Diener, und der Hund verließ das Zimmer. War man im ersten Augenblick geneigt, dies für Zufall zu halten, so überzeugte der Hund bei nächster Gelegenheit, daß er sehr wohl wußte, daß die Thüre geöffnet werde, sobald man die Klingelschnur zog, denn das Experiment wiederholte sich in Zukunft stets, da man ihm die Thüre andernfalls nicht mehr öffnete. Es sei nochmals erwähnt, daß es ein durchaus wissenschaftliches Werk ist, in welchem diese Fälle erzählt werden, und daß der Name des Herausgebers jeden Humberg ausschließt.

— Einem Gastwirth in Jena erkrankte seine wadere Hausfrau zum Tode. Da gelobte er sich im Stillen, 30 Armen einen guten Tag zu machen, wenn sie wieder genesen werde. Die Frau wurde gesund und der Mann hielt Wort. Am Weihnachtsfeiertage lud er 30 arme, brave Frauen in sein Haus und traktirte sie mit Suppe, Braten und Wein und erlaubte mit nach Haus zu nehmen, was sie nicht essen und trinken konnten. So werden in unserer Zeit auch die Gelübde menschlicher und gescheitert. In alter Zeit hätte er wahrscheinlich dem Himmel gelobt, seine Tochter solle eine Nonne oder sein Sohn ein Mönch werden, woran Niemand eine Freude gehabt hätte, nicht einmal der Himmel. Und wenn ihn seine Frau ansieht, der das Gelübde gar wohl gethan hat, dann steht ihm doch der Himmel offen, obwohl Gastwirthe selten sentimental sind.

— Ein in Hamburg wohnender Wittwer im Alter von 70 Jahren verliebte sich in seine erst 20 Jahre alte Haushälterin, die aber schon mit einem Bräutigam versehen war. Alle Vorstellungen von Seiten der schon etwas bejahrten Tochter des Wittwers konnten dessen Liebe zu seiner jungen Haushälterin nicht auslöschen. Endlich ging auch diese auf die Anträge ein und der junge Bräutigam wurde nach New-York geschickt. Nun gings daran, die Aussteuer zu beschaffen, wozu der alte Wittwer mit dem Gelde nicht geizte. Plötzlich mußte die Braut wegen Beschaffung von nöthigen Papieren nach ihrer Heimath in Oldenburg fahren. Sie reiste, reichlich mit Reisegeld versehen, ab und — kam nicht wieder. Dafür erhielt der alte Herr einen Brief aus Liverpool, worin sie ihm mittheilt, sie sei ihrer ersten Liebe nach Amerika gefolgt und habe das Geld zur Aussteuer als Reisegeld behalten. Die Aussteuer habe sie auf seine Rechnung entnommen, er würde die Bezahlung doch hoffentlich nicht verweigern.

Kirchliche Nachrichten aus der Parodie Eibensdod

vom 1. bis 5. Januar 1884.
Getauft: 360) Willy Hordach. 361) Minna Weidert, unehel. — 1) Ernst Paul Baumann. 2) Emil Hugo Weidlich in Blauenfahl. 3) Anna Minna Köhler. 4) Anna Emilie Wittcher.
Begraben: 1) Johanne Marie, ehel. Tochter des Friedrich Hermann Uhlmann, Handarbeiters hier, 2 Monate 18 Tage. 2) Minna, unehel. Tochter der Ernestine Weidert hier, 2 Tage.
Am Erscheinungsfeste:
Borm. Predigtort: Röm. 10, 14—18. Dr. Pfarrer Wöttrich. Nachm. Kinderergottesdienst. Herr Diac. Batsch.
Die Beichtansprache hält Herr Pfarrer Wöttrich.
Kirchenmusik: Arie von Mozart: Hoffnung, auf Gott vertrauend u. Chor: Nur auf Zion's heil'gen Höhen u.

Kirchennachrichten von Johannegeorgensdod.

Am Epiphaniastage, früh 8 Uhr hl. Abendmahl, 9 Uhr predigt Herr P. Werner. Nachmittags $\frac{1}{2}$ 2 Uhr predigt Herr Diac. vic. Claus. Zu derselben Zeit Kinderergottesdienst mit den Knaben, Herr P. Werner.

Kirchennachrichten aus Schönheide.

Sonntag, den 6. Januar (Fest der Erscheinung Christi.) Borm. 8 Uhr Beichte und Abendmahl. Borm. 9 Uhr Gottesdienst mit Predigt. Der Nachmittagsgottesdienst bleibt wegen einfallender Casualien ausgefetzt.

Chemnitzer Marktpreise

vom 2. Januar 1884.

Weizen ruff. Sort.	10 Rfl. 10 Pf.	10 Rfl. 50 Pf.	pr. 50 Rthl.
weiß u. bunt	9	50	10
gelb	9	50	10
Roggen inländ.	8	40	8
sächsischer	7	90	8
trennder	7	80	8
Braugerste	8	75	9
Futtergerste	—	—	—
Hafer	6	80	6
verregnetter	6	—	—
Rohrgerste	9	75	10
Mahl- u. Futtererbsen	8	75	9
Heu	3	60	4
Stroh	2	20	2
Kartoffeln	2	50	2
Butter	2	40	2

Holz-Auction auf Cosacr Staatsforstrevier.

Im Gasthose zu Blauenthal sollen

Mittwoch, den 16. Januar 1884,
von früh 9 Uhr an

die in den Bezirken: Compahberg, hintere Märzenberg, Riesenberg, Efelsberg, Hirschknoben und Brand, in den Abtheilungen: 2, 3, 4, 20, 21, 27, 45, 47, 53, 54, 61, 62 und 63 aufbereiteten Nutz- und Brennholzer, als:

25 Stück	buchene Klöger	von 20-32 Ctm.	Oberst. u. 2,5-4,0 Mtr. Länge,
60	weiche	13-15	3,5 Mtr. Länge,
6		16-18	3,5
256	Stangenklöger	8-12	
1543	Verbstangen	8-9	Unterstärke,
1124		10-12	
392		13-15	
14600	Reisstangen	3	
7700		4	
4050		5	
2070		6	
2840		7	
	3 Raummeter	buchene Brennscheite,	
	1	weiche	
	55	Brennknüppel und	
	184	Aeste	

einzelnen und partienweise

gegen sofortige Bezahlung

und unter den vor Beginn der Auction bekannt zu machenden Bedingungen an die Meistbietenden versteigert werden.

Wer die zu versteigernden Hölzer vorher besehen will, hat sich an den mit unterzeichneten Revierverwalter zu wenden.

Forstrentamt Eibenstock und Revierverwaltung Cosacr,
am 2. Januar 1884.

Bettengel.

Höpsner.

Geflügel-Ausstellung in Hundshübel.

Der Geflügel-Berein zu Hundshübel beabsichtigt am Sonntag, den 6. Januar 1884 seine diesjährige Geflügel-Ausstellung, verbunden mit Prämierung und Concert im Gasthof „zur Linde“ daselbst abzuhalten, wozu Liebhaber und Freunde hiermit ergebenst einladet

Der Vorstand.

Bei Zahnschmerz und Mundgeruch

ist Dr. Hartungs berühmtes und sehr beliebtes

Zahn-Mundwasser

sicherstes Mittel, à Fl. 60 Pf. echt in Eibenstock bei G. A. Nötzl.

Weitere Niederlagen werden auf Meldung stets errichtet.

Für ein Stickerei-Fabrikations-Geschäft wird per sofort ein

junger Mann

gesucht, welcher in dieser Branche gründliche Kenntniss besitzt und selbstständig arbeiten kann. Gehalt den Leistungen angemessen. Gefällige Offerten nimmt die Expedition dieses Blattes sub E. B. 1884 entgegen.

Ein Laden

oder eine Parterre-Wohnung, welche sich zu einem Geschäfts-Local eignet, wird sofort oder später, möglichst am Markt, gesucht.

Offerten bittet man gefälligst bis 5. Januar 1884 in der Expedition dieses Blattes niederzulegen.

Brandstellen-Verkauf.

Meine in Neuheide gelegene Brandstelle mit 2 Scheffeln Feld wird Krankheits halber unter annehmbaren Bedingungen sofort billig verkauft.

Neuheide, am 2. Jan. 1884.

Carl Friedrich Männel.

Durch größere Einkäufe von

Bettfedern und Dammern

bin ich in Stand gesetzt, jeder Concurrrenz die Spitze zu bieten und verkaufe das Pfund schon von 1 Mark in ganz vorzüglicher Qualität.

Alwin Seydel,
Schönheide.

Heute Abend: Scat-Club.

Gasthof am Auersberg, Wildenthal.

Am Hohen-Neujahr:

CONCERT

von der Singpiel-Gesellschaft L. Großer aus Johannegeorgenstadt.

Anfang 6 Uhr. — Entree 40 Pfg.

Nach dem Concert folgt Tänzchen.

Es ladet ergebenst ein

R. Drechsler.

Zur Aufnahme v. Versicherungen gegen Trichinen-Gefahr

empfehlte sich zur diesjährigen Schlachtsaison

Friedrich Weber,

geprft. Fleischbeschauser in Eibenstock.

Gründlichen Unterricht

in der franzöf. Sprache, speciell das Praktische zu erlernen, ertheilt Hippolyte Houtmans.

Theoret. - prakt.

Bitber-Unterricht

nach leicht faßlicher Methode ertheilt Otto Geelhaar, Uhrmacher.

Vertrauensvoll

mögen Haarleidende Wontes Haar-spiritus gebrauchen. Alleindepot für Eibenstock und Umgegend bei Hrn. Friseur Wilhelm Deubel, Eibenstock.

Wontes Kaiser-Mund- und Zahn-Wasser,

bis jetzt an Güte und Reellität nicht übertroffen, beseitigt sofort: jeden Zahnschmerz, üblen Geruch des Mundes, stochen gesunder und weiterstochen kranker Zähne.

Alleindepot für Eibenstock bei Herrn Friseur Wilhelm Deubel, Eibenstock.

Leichenkassen-Verein der Bürstenmacher zu Schönheide.

Die diesjährige General-Versammlung des überschriebenen Vereins findet

Sonntag, den 20. Januar 1884,
Nachmittags von 2 Uhr ab

im Gerischer'schen Gasthose hier statt.

Tagesordnung: 1) Justification der Jahresrechnung auf 1883.
2) Neuwahl des Vereinsausschusses.

Schönheide, am 3. Januar 1884.

C. G. Möckel, Vorsteher.

NB. Sonntag, den 27. Januar 1884, Nachmittags von 1 Uhr ab Aufnahme neuer Mitglieder im „Deutschen Hause“.

Nur echt mit dieser Schutzmarke:

Huste-Nicht



Malz-Extract u. Caramellen*)
v. L. H. Pietsch & Co., Breslau.

Die durch zahlreiche Dankschreiben anerkannt bewährtesten u. besten diätetischen Genuß-Mittel bei Husten, Keuchhusten, Catarrh, Heiserkeit, Verschleimung, Hals- und Brustleiden, vom einfachen Catarrh bis zur Lungenentzündung. — Wir machen darauf aufmerksam! — Außer zahlreichen Anerkennungen besitzen wir auch ein Dankschreiben Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII.

*) Extract à Flasche 1 Mk., 1,75 u. 2,50. Caramellen à Beutel 30 und 50 Pfg. — Zu haben in Eibenstock bei Richard Schürer.

Cambourie- und Steppmaschinen



mit den neuesten Verbesserungen versehen, in eleganter u. gediegener Ausführung, hält stets auf Lager:

Georg Dörries, Mechaniker.

Vertreter der Reparatur-Werkstatt Schirmer, Blau & Co., Schönheide.

Bestellungen und Reparatur-Aufträge aus Eibenstock werden stets angenommen u. übermittelt durch Hrn. Alb. Anger, Schneider im Hause des Hrn. Böttcher Groß (Rehme).

Die Niederlage

der ächten Nennpennig'schen Hühneraugen-Pflästerchen, Preis pro Stück 10 Pfennige, in Schachteln zu 12 Stück 1 Mark, befindet sich in Eibenstock bei E. Hannebohn.

UNION.

Heute: Regel-Abend.

Stammtisch zum Kreuz.

Nächsten Montag: Versammlung.

Falk'scher Gasthof in Hundshübel.

Sonntag, als den 6. Januar, von Nachm. 4 Uhr an gute Ballmusik, wozu freundlichst einladet Ernst Falk.

Schönheiderhammer.

Zum Hohenneujahr, v. Nachm. 4 Uhr an Tanzmusik, wozu ergebenst einladet G. Mendel.

Schützenhaus.

Zum Hohenneujahr, v. Nachm. 4 Uhr an starkbesetzte Ballmusik, wozu ergebenst einladet G. Becher.

Feldschlößchen.

Zum Hohenneujahr, v. Nachm. 4 Uhr an Tanzmusik, wozu ergebenst einladet E. Eberwein.

Deutsches Haus.

Zum Hohenneujahr, v. Nachm. 4 Uhr an Tanzmusik, wozu ergebenst einladet G. Heidenfelder.

Druck und Verlag von E. Hannebohn in Eibenstock.

Sterzu eine Beilage.

Beilage zu Nr. 3 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstock, den 5. Januar 1884.

Durch Nacht zum Licht.

Ein Festgemälde von Paul Wöttcher.

Nachdruck verboten.

Weihnachtsfreude und Festesjubiläum herrschte allüberall, wo Christen sich als Glaubensgenossen die Hand reichten. In jede Stadt, in jedes Städtchen, in jeden Flecken, in jedes Dörfchen war das höchste unserer christlichen Feste eingezogen und so auch in die industriereiche Stadt S. in der preussischen Lausitz.

Es war ein außergewöhnlich kalter, mondhellener Weihnachtsabend des Jahres 18... und die Erde hatte sich wie eine Festjungfrau zum würdigen Empfang des Erlösers in ein tadelloses weißes Gewand gehüllt. Auch da drinnen in den Häusern der zahlreichen Bewohner hatte man sich auf die ernste und doch wieder so freudige Festfeier würdig vorbereitet; überall herrschte, wo nicht Eleganz, so doch die peinlichste Sauberkeit, die Abendmahlzeit stand, um nicht mit dem Herrichten derselben beim Beginn der Feier gestört zu werden, in dem gut geheizten Ofen, der Tisch, auf dessen Mitte der unentbehrliche, festlich geschmückte Christbaum prangte, war gedeckt und nicht lange mehr währte es, so sollten die Weihnachtsgaben für die einzelnen Familienglieder darauf Platz finden.

Ein ähnliches Bild zeigten auch die Wohnräume des Fabrikanten Tiemann, dessen Haus in Mitte der Stadt gelegen, eines der größten und elegantesten war und schon durch den äußeren Eindruck den bedeutenden Wohlstand des Besitzers bekundete.

Auch in diesem Hause schaltete eine liebende Mutter, welche alle Vorkehrungen traf, um ihren Kleinen, die sich in kindlicher Glückseligkeit schon so lange auf das liebe Weihnachtsfest gefreut hatten, dasselbe so anregend und angenehm als möglich zu machen.

Es war eine junge, schöne Frau von höchstens 25 Jahren, deren sonst bleiches Antlitz heute in dem Bewußtsein der Freude, welche sie ihren Lieben zu bereiten gedachte, in leichtem Roth erglühte. Die Kinder, ein hübsches der Mutter ähnliches Mädchen mit 5 Jahren und ein Knabe mit 3 Jahren, bildeten ihren Stolz und die Engel der Ehe, und sie schauten mit gespannter Erwartung dem Beginnen der Mutter zu.

Diese hatte eben den Haupttheil ihrer Arbeit beendet, als das Töchterchen fragte: „dauert es noch lange, liebe Mama, bis das Christkind kommt?“

„Du mußt Dich schon noch ein Weilchen gedulden, liebe Henriette, denn bevor das Christkind bei Euch einkehrt, müßt Ihr erst mit Minna in die Kirche gehen und dort um seine Einkehr bitten.“

Wir müssen hier einschalten, daß es in jener Gegend gebräuchlich ist, die Kinder vor der Bescherung in das Gotteshaus zu schicken und während dieser Zeit pflegt die Mutter für ihre Lieben aufzubauen.

„Wird auch der Papa heute Abend bei uns bleiben, liebe Mama?“ fragte die kleine Neugier auf's Neue.

Der Mutter fuhr es bei dieser Frage wie ein Stich durch's Herz. Die Blässe, welche in diesem Augenblick das Rosenroth ihrer Wangen verdrängte, verrieth, daß das Töchterchen eine wunde Stelle ihres Herzens berührt hatte. Eine aufsteigende Thräne verhinderte sie an der Antwort; es mußte sie doppelt schmerzlich berühren, daß der Instinkt des Kindes bereits herausgeföhlt, was sie mit so großem Heroismus vor Jedermann zu verbergen suchte: den ehelichen Unfrieden.

Zwar konnte der eben gebrauchte Ausdruck im eigentlichen Sinne des Wortes auf ihr eheliches Verhältniß nicht angewendet werden, denn nie hörte man ein Wort des Zwistes zwischen den beiden Gatten fallen, was wohl darin seinen Grund hatte, daß jedes wenigstens äußerlich streng seinen ehelichen Pflichten lebte. Aber wie sah es im Herzen der Weiden aus?

Herr Tiemann, der Sohn vermöglicher Eltern, hatte vor 6 Jahren der Tochter des reichen Fabrikanten seine Hand gereicht und mit dieser zugleich die gut renommierte Tuchfabrik seines alternden Schwiegeraters übernommen.

In Freundes- und Bekanntenkreisen hielt man die Verbindung der jungen Leute für eine gut gewählte, denn man wußte allseits, daß Beide in Bezug auf Vermögensverhältnisse gleich gestellt waren; ebenso kannte man den ausgezeichneten Charakter des jungen Mannes und die nicht allein äußerlichen Vorzüge, sondern auch die streng bürgerliche Erziehung der jungen Braut zu gut, um nicht eine überaus glückliche Ehe im Voraus zu weissagen.

Aber wie das im Leben gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, so traf auch hier das öffentliche Urtheil nicht in allen seinen Theilen zu, denn obgleich der junge Tiemann von tüchtiger kaufmännischer Begabung war und die junge Frau wie eine echte deutsche Hausfrau zu walten verstand, so fehlte es dem Ehe-

paar doch an dem Hauptfaktor der Zufriedenheit, — an der zu einer glücklichen Ehe so nothwendigen — gegenseitigen Liebe und Zuneigung.

Von Anbeginn ihres Zusammenlebens hatte diese unentbehrliche Bedingung einer glücklichen Ehe gefehlt und zwar deshalb hatte sie gefehlt, weil einfach die Herzen der jungen Leute nicht um das Jawort befragt worden waren. Hier, wie in so vielen Fällen hatte es einfach geheißt: „Sie haben zu leben, deshalb werden sie sich auch lieben!“

Dieser kuriose Satz, an welchem noch heute von so Vielen festgehalten wird, hatte auch bei den Tiemann'schen Eheleuten seine Früchte getragen. Von Anbeginn her standen sich Beide halb fremd gegenüber und die beiden der Ehe entsprossenen Kinder waren das einzige Band, welches die Herzen wenigstens äußerlich zusammenhielt.

Die Liebe zu ihren Kindern war es, welche in Henriette die gleiche Liebe zu ihrem Gatten erzeugte; der Schmelz der Liebe, wie er sich ihren Kindern mittheilte, zog sie auch zu dem Vater derselben und von ihrer Seite war längst der Grundstein zu einer vollständigen Vereinigung der Herzen gelegt.

Andererseits jedoch stand es mit Albert, ihrem Gatten. Er liebte seine Kinder und achtete die Frau! — Und Henriette, welche wohl fühlte, daß sie ihm nur die Achtung, nicht aber die Liebe abgewinnen konnte, wurde dadurch immer mehr auf die Kinder angewiesen und übertrug die ganze Zärtlichkeit, deren ihr Herz fähig war, auf diese.

Schon längst war sie daran gewöhnt, ihren Gatten monatelang auf Geschäftsreisen zu wissen, ohne daß ein liebevollmünder Brief das Einerlei ihres häuslichen Berufs unterbrochen hätte, ebenso unauffällig war es ihr, wenn er bei seiner Anwesenheit sich des Tags auschließlich dem Geschäft und des Abends seinen Freunden und der Weinstube widmete.

Wie gesagt, sie war daran bereits gewöhnt, und dennoch war es ihr schmerzlich, gerade am heutigen Weihnachtsabend und zwar von dem eigenen Kinde an die Lieblosigkeit ihres Gatten erinnert zu werden.

Das Läuten der Kirchenglocken gab ihrem Gedankengang plötzlich eine andere Richtung und ohne die Frage der Kleinen beantwortet zu haben, rief sie Minna, das Dienstmädchen, herein und gab dieser die Weisung, sich mit den Kindern in die Kirche zu begeben.

„Betet, meine Lieben,“ sagte sie mit kaum hörbarem Schluchzen, indem sie die Kinder küßte; „betet zu dem Christkinde für mich — und auch für den Papa!“

Dann blieb sie allein mit ihrem geheimen Kummer, mit dem stillen Weh im schmerzdurchwühlten Herzen und fast auf jedes Spielzeug, das sie dem Schranke entnahm, um es unter dem Christbaum zu placiren, fiel eine Thräne, eine Thräne unendlicher Trübsal — dort erglänzten sie unter den Strahlen des Kerzenlichts wie der Thautropfen in der Morgenjonne, in ihnen brach sich das Licht und strömte zurück auf das goldene Kleinod, welches sie in der Hand hielt. Es war eine Kapsel, welche beim Öffnen das Bild zweier Engel — Albert und Henriette zeigte. Die Kapsel hing an einer Schnur aus goldblondem Haar gefertigt — ihr eigenes Haar! —

Alles zusammen aber bildete ein Weihnachtsgeschenk für den Gemahl und die beiden Engel in der Kapsel — das Portrait ihrer Kinder — lächelten so freundlich und glückselig, aus dem Antlitz der Kleinen sprach soviel holde Unschuld und unendliches Glück, daß es wie schimmernde Hoffnung in ihrem Herzen wiederleuchtete und sie besüßelten Schritte den Weg zu dem Comptoir ihres Gatten einschlug.

Albert Tiemann, der junge Fabrikherr, war noch immer in seiner Schreibstube beschäftigt. Er schien kaum daran zu denken, daß es heute „heiliger Abend“ war. Und dennoch, er mußte es wissen; hatte er nicht eben erst dem Disponenten seines Geschäfts die Summe der auszahlenden Löhne und Geschenke für die Arbeiter eingehändigt? Hatte er nicht eben seinem Geschäftsführer und dessen Familie „vergütete Feiertage“ gewünscht? — Warum also begab er sich nicht jetzt auch zu den Seinen, um im Kreise seiner Lieben für kurze Zeit die Sorgen des Geschäfts abzuwälzen? —

In der Hand hielt er ein geöffnetes Schreiben, das seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien. Schon zu wiederholten Malen hatte er den Brief durchflogen und er schien sich an den Jügen nicht satt sehen zu können. Dabei umspielten seine sonst streng geschlossenen Lippen ein leises Lächeln und kaum hörbar hauchte sein Athem zu wiederholten Malen den Namen „Olga!“

„Hätte ich Dich nie gesehen!“ flüsterte er lautlos; „Alles, alles kann ich vergessen, nur Dich nicht; — ich hätte den Eltern nicht folgen sollen. Mir und auch ihr wäre wohl. Ich komme, Olga, sei

es auch nur, um Dich noch einmal zu sehen. Hätte ich damals Deine Liebe verstanden, ja hätte ich mich selbst verstanden, Du wärst heut die Meine und kein ungeliebtes Band hätte mich und Dich fesseln dürfen. Doch es ist zu spät! — zwischen uns steht Henriette und — meine Kinder!“

Schwer athmend ließ der Mann das Haupt auf die Brust sinken. Dumpfbrütend und selbstvergessen verweilte er unbeweglich auf seinem Plaze und nichts unterbrach die unheimliche Stille, als das einsame Tic-Tac der Wanduhr. Welch ein Lebensbild zeichnete und dieser Mann? „Er war reich, und dennoch arm!“ — Und doch wie glücklich hätte dieser Mann sein können, wenn er nicht von thörichter Selbstverblendung besungen gewesen wäre. Hätte er sich nur die Mühe gegeben, seine Frau verstehen und lieben zu lernen, hätte er nur einmal versucht, seine Jugendliebte, eine Polin, die er in früheren Jahren bei einer Gelegenheitsreise kennen gelernt, zu beobachten und zu erforschen, wie Vieles wäre anders gewesen. Jedenfalls hätte er die Untugenden jenes Mädchens, das eben auch einen Andern zu heirathen gedachte, gegenüber den Tugenden seiner Frau erkannt, er hätte erfahren, daß er unwissentlich der Hölle entgangen und sich einen Himmel erschaffen, den er in wahnsinniger Verblendung während der 6 Jahre seiner Ehe nicht einmal gesehen hatte.

Auch er vernahm jetzt das Geläute der Kirchenglocken, aber in dem Wirrwarr der widersprechendsten Empfindungen, welche sein Inneres durchwühlten, vermochte er es nicht über sich zu gewinnen, denselben Gehör zu geben. Sie schnitten vielmehr wie ein zweischneidiges Schwert in seine Seele, denn dieselben Glocken waren es ja, welche ihn einst vor den Altar Gottes riefen und ihn auf ewig mit Henriette verbanden. Sie klangen ihm jetzt wie das Grabgeläute seines inneren Friedens, den er durch sie zu Grabe getragen.

Unabsichtlich, mechanisch schweifte sein getrübler Blick in die mondhelle Nacht gen Nordost, in jene Richtung, woher ihm der Brief gekommen, und dann wieder auf die Fenster des gegenüberstehenden Hauses. Dort prangte bereits der Christbaum in der ganzen Pracht seines magischen Glanzes, durch die unerküllten Fenster sah er die Gattin und den Gatten Arm in Arm vor dem für die Verhältnisse dieser armen Leute reich gedeckten Weihnachtstisch stehen, er sah das glückstrahlende Auge der Frau, das zärtlich freudige Antlitz des Mannes — Albert fühlte es: jene Leute waren in ihrer Armuth glücklich!

Und er schaute und schaute und konnte sich nicht satt sehen an den zufriedenen Gesichtern derer, die sich in diesem Augenblicke — wenn auch an irdischen Gütern arm — so doch unermesslich reich dünkten in der unentlicklichen Liebe zu einander und — im Familienglück!

Selbstvergessen auf die köstliche Scene seines Gegenüber starrte, fühlte er plötzlich eine leichte Hand auf seinen Achseln ruhen und eine längst bekannte Stimme fragte in ruhig-sanftem Tone: „Wißt Du nicht herüberkommen, Albert? der Tisch ist gedeckt.“

Erschrocken wandte er sich um und blifte in das ernst-traurige Antlitz seiner Gattin, welcher die Schamröthe nicht entging, die sich plötzlich auf seinen Wangen gelagert. Die ungeahnte Ueberraschung hatte ihn für einen Augenblick der Sprache beraubt; aber schnell hatte er die Fassung wiedergewonnen und den verätherischen Brief in der Tasche bergend, fragte er in ebenso ruhigem Tone: „Sind die Kinder schon aus der Kirche zurück?“

„Sie sind noch nicht da, Albert; aber willst Du Dir nicht einmal vorher die Arrangements ansehen? Ich weiß noch nicht, ob das, was ich den Kindern bescheerte, Deinen Beifall hat.“

Albert fühlte den leisen Vorwurf, der in diesen Worten lag, nur zu gut, denn während er für die Weihnachtsgeschenke seiner Arbeiter sorgte, hatte er an die eigene Familie nicht einmal gedacht.

Wertwürdig, heute zum erstenmale mußte er sich Vorwürfe darüber machen, zum erstenmale dachte er daran, daß diese Angelegenheit nicht allein Sache seiner Frau sei, sondern daß auch er verpflichtet gewesen wäre, für seine Familie an das Weihnachtsfest zu denken.

Deshalb klang es auch ziemlich kleinlaut aus seinem Munde, als er erwiderte: „Ich komme, Henriette!“

Ihm voranschreitend öffnete die Gattin die Thür zum Familiensalon, an dessen Schwelle Albert wie geblendet von dem reichen Kerzenglanz stehen blieb. Er kam sich beinahe vor wie ein Fremdling in seinem eigenen Hause, denn er wußte sich kaum mehr an den Tag zu erinnern, an dem er mit seiner Familie hier versammelt gewesen war.

Mit einer gewissen Ehrfurcht näherte er sich dem Christbaum und dem reich gedeckten Weihnachtstisch,

die Gaben belächelnd, welche auf demselben ausgebreitet waren.

Henriette, die Zufriedenheit ihres Gemahls bemerkend, schob leise ihren Arm in den des Gatten und mit der andern Hand die an der Haarschnur befestigte Kapsel mit dem Portrait vom Tische nehmend, sagte sie mit liebender Stimme: „Das ist für Dich, Albert!“

„Für mich?“ fragte er, indem er das Verloque aus den Händen Henriettes nahm. „Ach, das nenne ich eine Ueberraschung!“ fuhr er fort, als er die Kapsel geöffnet. „Sie sind wirklich gut getroffen, die Kleinen. Ich danke Dir für die Freude, welche Du mir bereitet hast; aber ich weiß wirklich nicht, wie ich sie vergelten soll. Doch Du weißt, ich kümmere mich um dergleichen Sachen wenig, deshalb wußte ich auch nicht, womit ich Dich überraschen konnte. Wenn Dir etwas fehlt, liebes Kind, so laufe Dir's nur, Du weißt, daß ich Dir jeden Wunsch gern erfülle.“

„Ich danke Dir für den guten Willen, Albert,“ sagte Henriette mit gepreßter Stimme; „aber mir fehlt wirklich nichts.“

Wie geduldig sie seine Lieblosigkeit entgegennahm! Auch an diese seine Redeformel hatte sie sich bereits gewöhnt. Er verstand sich nicht auf Ueberraschungen, er gewährte ihr vielmehr ihre Wünsche, indem er ihr gestattete, sich das Fehlende selbst zu kaufen.

Nun, eine solche Handlungsweise mag eine „berechtigigte Eigenthümlichkeit“ genannt werden, aber von dem Standpunkte, wie ihn die Festfreude am Weihnachtsabend erheischt, ist eine solche Denkungsart jedenfalls nicht ganz so rechtfertigen; denn gerade so, wie die Kinder jedes auch noch so kleine Geschenk überrascht und erfreut, bereitet auch den Erwachsenen ein Geschenk von noch so geringem Werth viel mehr Vergnügen, als das Theuere und Kostbare, was sie sich selbst beschaffen.

Aber Henriette hatte an dem heutigen Abend, den Grundsatze ihres Gemahls kennend, auch keine Ueberraschung erwartet. Was sie jedoch tief betrübte mußte, dies war der Umstand, daß er wohl für das Portrait seiner Kinder, nicht aber für die Haarschnur einen freundlichen Blick hatte. Mit keiner Silbe that er derselben Erwähnung, vielmehr schien es, als wenn er sie nicht einmal beachtete, und das mußte einem feinfühlernden Frauengemüth wehe thun.

Sie hatte ihren Arm wieder aus dem seinigen gezogen und stand abgewandt, eine Thräne in ihrem Auge zerdrückend, während Albert noch im Anschauen der Geschenke vertieft war.

Welch ein Gegensatz zu dem Bilde, welches uns das gegenüberliegende Haus zeigte: dort ungetrübte, lautere Festfreude, hier der unempfindliche, kalte Egoismus und Thränen der Wehmuth und des Kummers. Dort reine, ungetrübte Liebe, hier Unzufriedenheit und Herzenskälte.

Es war offenbar keine Weihnachtsstimmung, welche im Tiemann'schen Hause herrschte und diese Stimmung sollte durch ein anderes beklagenswerthes Ereigniß noch eine schärfere Prägung erhalten.

In dem Augenblicke nämlich, wo die Glocken die Beendigung der kirchlichen Feier verkündeten, ließen sich auf der Straße helle Wehe- und Hilferufe vernehmen, Albert, welcher sofort das Fenster öffnete, aber von hier nicht den Grund der ungewöhnlichen Aufregung der Menge vernehmen konnte, begab sich sofort auf die Straße und wie in einer dunkeln, ungewissen Vorahnung eines großen Unglücks folgte ihm Henriette. Unten angelangt, kam ihnen Minna, das Dienstmädchen, händeringend entgegen, während sich der kleine Albert angstvoll an dem Rock des Mädchens festhielt.

„Am Gotteswillen, was ist geschehen?“ fragte Henriette, „wo ist mein Kind, meine Tochter?“

Dem Dienstmädchen hatte der Schreck die Sprache genommen. Sie vermochte nur mit der Hand in die Gegend der Kirche hinzuweisen. Dagegen trat eine andere Frau, welche in der Nähe stehend die Frage vernommen hatte, hinzu und erklärte, daß soeben die Gallerie der Kirche zusammengestürzt sei und eine Anzahl Menschen unter ihr begraben liege.

Diese Nachricht mußte natürlich wie ein tödtender Pfeil auf das Herz Henriettes einwirken. Noch ehe die Frau ganz geendet, eilte sie dem Schauplatz des entsetzlichen Ereignisses zu: ihr Kind, ihr Töchterchen lag ja unter den Trümmern begraben. „Allmächtiger Gott!“ rief sie angstvoll; „nimm' mir Alles, was ich mein nenne, nur mein Kind nicht!“

In wenigen Minuten war sie an dem Schreckensort angelangt, wo bereits eine Anzahl Männer mit dem Rettungswerk begonnen hatten.

Die entsetzliche Katastrophe hatte sich in der That ereignet. Das mehrere hundert Jahre alte Gotteshaus, welches an diesem Abend bis in die Gallerie hinauf mit Andächtigen gefüllt war, war der Schauplatz eines tragischen Ereignisses geworden. Während sich nämlich nach Beendigung des Gottesdienstes der untere Raum der Kirche zuerst leerte, stürzte ein Theil der alterstümlichen Gallerie unter dem Gewicht der auf derselben befindlichen Menge zusammen und hatte einige der Kinder, welche sich nicht rechtzeitig gesücht hatten, unter sich begraben.

Händeringend umstanden die Mütter den Unglücksort, während die Männer bereits damit beschäftigt waren, zuerst die mitherabgestürzten Verwundeten und dann das Gebäll hinwegzuräumen.

Auch Albert und selbst Henriette theilten sich an dem Rettungswerk. Die Letztere hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst Hand mit anzulegen. Der Gedanke, ihr Kind unter den Trümmern begraben zu wissen, verlieh ihren schwachen Armen übermenschliche Kraft und kein Stein, kein Stück war so schwer, daß sie es nicht auf die Seite geschleudert hätte.

Der Haufen von Schutt und Gebäll wurde immer kleiner, bald mußte ihr die Gewißheit werden, ob ihr Kind noch lebend ober von der Last, die auf ihm ruhte, erdrückt war.

Da drang ein leises Stöhnen aus dem Trümmerhaufen an ihr Ohr und sie glaubte das Stimmchen ihres Kindes zu vernehmen. Mit unglaublicher Anstrengung griff sie gleich den Männern noch einmal an's Werk; sie achtete nicht auf die zersehten Kleider, nicht auf ihre bluttriefenden Hände. Ihr Kind war der einzige Gedanke, welcher sie besetzte.

Da — endlich! — Jetzt galt es, mit Vorsicht die letzte Ballenschicht zu entfernen und Albert hatte die größte Mühe, die Gemahlin in ihrem blinden Eifer zurückzuhalten. Langsam, bedächtig wurde Stück für Stück auf die Seite gelegt, damit nicht durch das nachfallende Gestein noch größeres Unglück angerichtet würde. Mit fieberhafter Aufregung blickte Henriette auf das Beginnen der Männer und viel zu lang dünkte ihr die Zeit, wo man endlich daran denken konnte, ohne Gefahr einen Querschnitt bloßzulegen. Jetzt wurde derselbe, welcher zu beiden Seiten auf einem Geröll von Steinen und Schutt ruhte, gehoben, und das erste, was unter ihm sichtbar wurde, war das Haupt eines Kindes.

Dieses Antlitz, dieses Haupt, es hätte nicht das ihres eigenen Kindes sein müssen, um es nicht sofort zu erkennen. Ein markerschütternder Verzweiflungsschrei entrang sich der gepreßten Brust Henriette's und mit Riesengewalt brach sie sich Bahn durch die Menge der Männer, um das geliebte Wesen, dessen Antlitz die Blässe einer Leiche bedeckte, aus dem Schutt hervorzuziehen.

Sie hielt es in den Armen und preßte das bleiche Antlitz ungestüm an die hoch klopfende Brust. Sie rief den Namen ihres geliebten Kindes mit den zärtlichsten Ausdrücken der Mutterliebe und — war das Kind nur ohnmächtig oder verweichte Mutterliebe selbst die Todten zu erwecken? genug: — die kleine Henriette erwachte zu neuem Leben und schlug in den Armen der Mutter die Augen auf. — Das Kind wußte ja nicht einmal, was mit ihm vorgegangen, es wußte ja nicht, daß es durch einen schützenden Balken vom sichern Tode errettet war; es wußte nur, daß es in Gefahr geschwebt und daß es sich nun in den schützenden Armen der Mutter befand, um deren Hals es die kleinen Arme umgeschlungen hielt. Albert wollte seiner aufs Aeufserste erschöpften Gattin die Bürde abnehmen und die kleine Henriette dem jetzt wieder hinzugekommenen Dienstmädchen übergeben; aber das Kind wollte sich durchaus nicht von der Mutter trennen, ja es litt nicht einmal die Berührung des Vaters, welcher mit einer gewissen eifersüchtigen Regung auf dasselbe schaute und mit einem Anfluge von Bitterkeit auf das innige Verhältniß zwischen Mutter und Tochter blickte. — Er hatte ja an seinem Kinde das gleiche Recht, er hatte ja mit derselben Aufopferung an der Rettung desselben geholfen, und nun diese Zurückweisung?

Aber mußte er sich nicht selbst die Schuld hieran zuschreiben? Hatte er jemals in der geflüsterten Zurückhaltung von seiner Familie eine Liebe für die Kinder durchblicken lassen? Und war es aus diesem Grunde nicht ganz erklärlich, wenn sich die Kinder in scheuer Zurückhaltung von dem Vater fern hielten und vertrauensvoll nach der Seite hinneigten, wo ihnen Liebe zu Theil ward, bei der Mutter?

Stillschweigend gelangte der kleine Zug in der Wohnung an, und das erste, was die immer noch besorgte Mutter that, war, daß sie sich um ihren Liebling bemühte, ob derselbe nicht irgendwo Schaden genommen. Aber sie konnte trotz aller Aufmerksamkeit nichts als einige unwesentliche Hautabschürfungen entdecken. Gott hatte das Kind in seine Hut genommen und die Eltern vor unsäglichem Kummer bewahrt.

Anstatt jedoch nun an sich und an ihre beim Rettungswerk sehr defekt gewordene Toilette zu denken, sorgte Henriette zuerst dafür, daß statt der bereits niedergebrannten, neue Kerzen an den Zweigen des Weihnachtsbaums befestigt wurden. Die Kinder hatten sich ja so lange vorher auf den Weihnachtsabend gefreut, warum sollte ihnen die Freude dadurch vergällt sein, weil so viele Spielgenossen am gleichen Abend von Gott zu sich genommen waren? Warum die Kinder so frühzeitig an Schmerz und Trauer gewöhnen, wo sie nicht einmal ein rechtes Verständniß dafür besitzen? Sie dachte sich — und wohl mit Recht — daß es genügend und sogar billig sei, wenn der Mensch mit dem Unglück Anderer Mitleid und Erbarmen habe; warum aber die unwissenden Kleinen so früh an den Schmerz gewöhnen, der ihnen im späteren Leben nur in den seltensten Fällen erspart bleibt?

„Wie selig, wie selig, ein Kind noch zu sein,“ sagt ein bekanntes Dichterwort und das passendste Beispiel hierzu lieferte dieser Weihnachtsabend, an welchem die Kinder, unbeeirrt von dem entsetzlichen Unglück, welches über die Stadt hereingebrochen war, sich ausschließlich mit dem besaßen, was ihnen das Christkind bescheert hatte.

Deshalb war, wie in vielen Familien, so auch in der Tiemann'schen, Freude und Trauer zugleich vereinigt. Anstatt sich an den glückstrahlenden Augen ihrer Kinder zu weiden, mußten Henriette und Albert an den Schmerz denken, welche ihr Liebes gesund und froh in das Gotteshaus ziehen und als Leiche zurückgebracht sahen. Aber nicht das allein war, was die Mißstimmung in beiden Gatten zum Ausdruck brachte. Das Gefühl gegenseitigen Fremdselns lastete zu schwer auf den Herzen und es bedurfte noch manchen wärmenden Sonnenstrahls, um die Eindrücke zu durchbrechen, welche sich um die Herzen gelagert.

Die schon verständigere kleine Henriette sah den Kummer der Eltern und die gute Mutter umhalsend sagte sie: „Warum bist Du so traurig, liebe Mama? Ich that ja, wie Du mir befohlen: ich betete für Dich und auch — für den Papa!“

„Was oft das Aug' des Verständ'gen nicht sieht, Das übet in Einfall ein kindlich Gemüth.“

Albert horchte auf. Die Gattin hatte der Tochter befohlen, für ihn zu beten, sie hatte an ihn gedacht, als die Kinder zur Kirche gingen, sie lehrte die Kinder den Vater lieben und was gab er als Gegenwerth für diese Liebe? —

Er fühlte sich beschämt. Wie falsch hatte er seine Frau beurtheilt: noch dorthin, als er mit ihr und den Kleinen den Heimweg vom Unglücksort antrat, hatte er im Stillen die Gattin beurtheilt, daß sie ihm die Liebe der Kinder abwendig mache, und jetzt diese Erkenntniß! —

Mit einer gewissen Scheu streifte sein Blick über die Gestalt der Gattin hin; sein Auge blieb an ihren zersehten Kleidern hängen und unwillkürlich trat die Scene im Gotteshause vor sein geistiges Auge, wo die Gattin für das Leben ihres Kindes gezittert. Wenn nun dieses Kind gleich den vielen Andern ebenfalls auf der Bahre läge, dann besaß die schwer gepreßte Frau noch einen Gegenstand der Liebe weniger, denn seine Liebe — besaß sie nicht! —

Und warum liebte er sie nicht? Hatte er je Gelegenheit gehabt, sie zu tabeln? Hatte sie nicht stets als echte deutsche Hausfrau gehandelt? Hatte sie nicht jeden seiner Wünsche zu ergründen und zu erfüllen versucht?

Es war eine Fluth von Fragen, welche auf ihn einstürzten und für die er auch nicht eine einzige Antwort fand. Zum erstenmale fühlte er, daß er an seiner Frau unedel gehandelt, und wenn er sie gleich nicht liebte, so hätte er diese Abneigung doch nie so geflüstert zur Schau tragen und seiner Gattin zeigen dürfen.

Es war eine vernichtende Selbsterkenntniß, welche über ihn gekommen, aber eine falsche Scham hielt ihn zurück, derselben Ausdruck zu geben. Jedoch so verhärtet war sein Gemüth nicht, daß ihn die Leichenblässe unberührt gelassen hätte, die sich in Folge der ungeheuren Aufregung auf ihren Wangen gelagert. Er fühlte Mitleid, aufrichtiges Mitleid mit der Gattin, und in dem weichsten Tone, dessen er fähig war, wandte er sich zu ihr und sagte: „Du bist krank, Henriette, willst Du Dich nicht zur Ruhe begeben.“

„Nur noch einen Augenblick, Albert, ich möchte den Kindern die Freude nicht rauben.“

„Aber Du siehst so bleich aus, und dann — wenn Dich Jemand in diesem Kleide sähe?“

Henriette ließ einen schwermüthig lächelnden Blick über ihr Gewand schweifen und sagte dann: „Du hast Recht, ich will das Kleid wechseln, hierin kann ich Dir unmöglich gefallen!“

„O, nicht meinetwegen, Henriette!“ beeilte sich Albert zu entgegnen. „Du gefällst mir auch so.“

„Wirklich?“

„Ganz gewiß!“ betheuerte Albert.

„O, bitte, recht aufrichtig, lieber Albert,“ sagte sie schmeichelnd. „Dann gefalle ich Dir wohl erst seit Kurzem?“

„Nein, Du gefällst mir seit lange — immer — aber —“

„Aber?“ — fiel sie ihm fragend in die Rede.

„Aber ich weiß es erst seit heute!“

(Fortsetzung folgt.)